

Die Revolution des indischen Mannes beginnt in der Küche. Raj Kumar nimmt das Nudelholz und schlägt auf eine Ingwerknolle ein, bis die Sehnen des Wurzelfleisches durch die Haut pressen. Dann wirft er den Ingwer in den köchelnden Chai, den indischen Milchtee. Der Vorgang dauert wenige Minuten, soll aber eine ganze Gesellschaft verändern. Schließlich ist der Schuhmacher Raj Kumar, 33, ein Mann – und Teekocher eigentlich Frauenaufgabe.

Seine Ehefrau Archana, 28, nervöses Lächeln und schüchterer Blick aus schwarzen Kulleraugen, sitzt im Schneidersitz auf dem Steinboden ihres Schlafzimmers. Archana ist seit acht Jahren mit Raj verheiratet, sie haben zwei Kinder, sechs und sieben Jahre alt. Die Familie lebt in einer Steinhütte in einem Viertel der indischen Stadt Agra, rund 14 Kilometer vom berühmten Taj Mahal entfernt.

Es war eine typische arrangierte Ehe, wie sie in Indien noch normal ist. Nach der Hochzeit betrank er sich öfter und schlug seiner Frau ins Gesicht. Archana ließ es geschehen, doch wenn es besonders schlimm war, flüchtete sie zu ihrer Mutter ins Nachbarort.

Gewalt gegen Frauen ist in Indien Alltag, spätestens der „Nirbhaya“-Fall hat das deutlich gemacht. 2012 wurde eine junge Frau in einem Bus in Neu-Delhi so brutal vergewaltigt, dass sie an ihren Verletzungen starb. Am vergangenen Freitag ist die Todesstrafe für vier der Täter bestätigt worden. Um das Opfer zu schützen, nannten Medien sie „Nirbhaya“ – „Furchtlos“. Damit begann eine neue Ära der indischen Frauenrechtsbewegung. Frauen unterschiedlicher Schichten und Kasten gingen auf die Strafen und protestierten gegen Gewalt – Gewalt gegen ihre Körper, ihre Psyche, ihre Freiheit.

Dabei kämpfen Politik und Nichtregierungsorganisationen seit Jahrzehnten dagegen an: Es ist verboten, eine Mitgift zu zahlen oder anzunehmen, Minderjährige zu verheiraten und das Geschlecht von Föten zu bestimmen, um Mädchen schon im Mutterleib zu töten. Vergewaltiger werden härter bestraft, Mädchen und Frauen lernen Selbstverteidigung.

Nur: Mentalitäten sind oft starrer als Gesetze. An Neujahr erlebte die IT-Metropole Bangalore ihre eigene „Kölner Silvesternacht“: Männer-Mobs, die Frauen begrapschten. Bezeichnend war die Reaktion des Politikers G. Parameshwara: Die Jugend versuche, den Westen nachzuahmen, auch in ihrer Kleidung, sagte der Innenminister des Bundesstaates Karnataka. Schuld waren angeblich die kurzen Röcke der Frauen, nicht die haltlosen Männer. Viele fragten sich: Müssen wir wirklich besser auf unsere Töchter aufpassen – oder unsere Söhne besser erziehen?

Glaubt man Raj Kumar, dann dauerte sein Wandel vom gewalttätigen Trinker zum teekochenden Ehemann drei Tage. Feba Mol von der Hilfsorganisation World Vision India war in sein Viertel gekommen und hatte ihn und andere Männer zu einem „Gender-Training“ eingeladen. Kumar ließ sich überreden. Heute kommt er regelmäßig ins nachbarschaftliche Bildungszentrum, ein weiß getünchtes Haus in einem kleinen Hof. Zweimal im Monat besucht er die Männergruppe, hier finden die Trainings statt. An den Wänden steht auf Hindi: „Wenn wir Frauen respektieren, bringt das auch unserem Land Respekt“, „Mädchen und Jungs sind gleich“ und „Ein gebildetes Mädchen bringt Licht in die Familie“.

Laut dem letzten Unicef-Report wurden fast zwei Drittel der Mädchen in Indien noch vor ihrem 18. Lebensjahr verheiratet. Oft ist das verbunden mit sexueller Gewalt, Abbruch der Schulbildung, sozialer Isolation.

Raj Kumar streift seine Schlappen ab und setzt sich mit einem Dutzend anderer Männer auf den kratzigen Teppich. Sie alle sind verheiratet, zwischen 30 und 45 Jahre alt. Ein paar sind zum ersten Mal hier. Ihr Lehrer heißt Rajkumar Paras, er ist 41, ebenfalls Schuhmacher. Er will den Teilnehmern beibringen, wie sie zu besseren Männern werden.

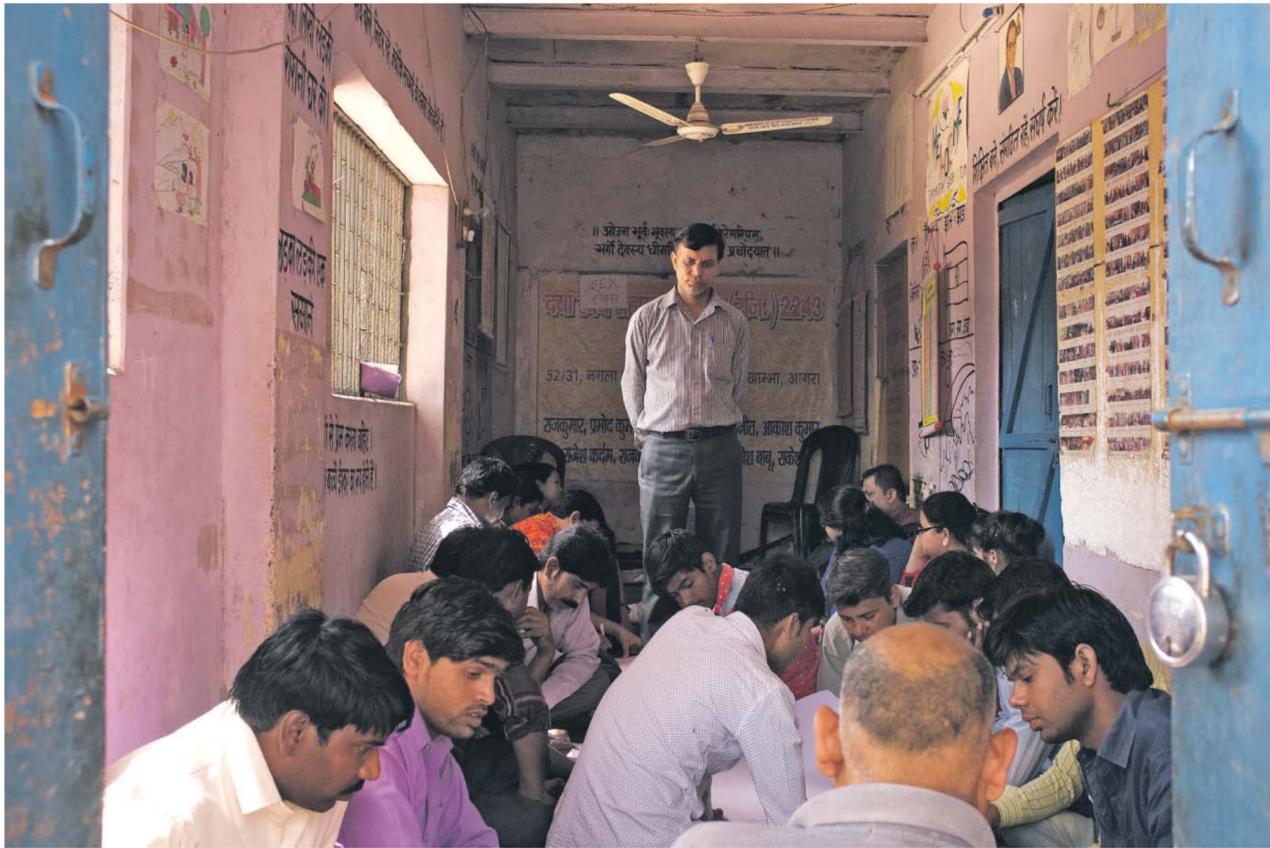
Eine der wichtigsten Übungen: Die Schüler sollen 24 Stunden in ihrem Alltag und in dem ihrer Frau vergleichen und jede Stunde einer Kategorie zuteilen – Hausarbeit, bezahlte Arbeit, Nachbarschaftsengagement, Freizeit. Bevor sie Tabellen auf ihre Blätter zeichnen, fragen sie noch mal nach: Was bedeutet Freizeit? Und überlegen: Was macht meine Frau eigentlich den ganzen Tag?

Die Ergebnisse notiert Paras im karierten Klassenbuch: „Mann: Hausarbeit – 3 Stunden. Bezahlte Arbeit – 8. Nachbarschaft – 2. Freizeit – 11.“

„Frau: Hausarbeit – 15 Stunden. Freizeit – 9.“

„Was fällt euch auf?“ An der Decke rotieren zwei Ventilatoren die warme Luft durch das Schweigen. Ein Mann mit Schnauzer meldet sich zögerlich: „Meine Frau arbeitet mehr als ich, wird aber nicht dafür bezahlt.“ Einige Männer schauen nachdenklich auf ihre Bögen, andere nicken wissend. Sie haben das Training schon absolviert und kennen das Gefühl der ersten Erkenntnis, genau wie ihr Lehrer.

„Mir wurde klar, dass meine Frau viel arbeitet und ich das nicht wertschätze“, sagt Paras zu den Männern. Am Tag sei-



Was macht meine Frau eigentlich den ganzen Tag? Lehrer Rajkumar Paras will seine Schüler dazu bringen, über ihren Alltag nachzudenken.

Fotos Julia Wadhawan

## Die Schule der neuen Männlichkeit

Der Mann ist der Chef, die Frau hat zu gehorchen: Mit der Gleichberechtigung ist es in Indien noch nicht weit her. Jetzt wird versucht, die Männer zu erziehen. Kann das funktionieren? Von Julia Wadhawan

nes ersten Trainings vor vier Jahren sei er nach Hause gegangen und habe sich bei ihr entschuldigt. Seitdem kaufe er manchmal Gemüse ein, koche Tee oder hänge Wäsche auf. Ein anderer sagt: „Mir fiel auf, dass meine Frau hart arbeitet, während ich mich abends mit Freunden betrinke und unser Geld ausgabe.“ Seitdem trinke er nicht mehr, sagt der Mann stolz, und habe der Familie vom gesparten Geld einen Fernseher gekauft.

Die Nachbarschaft Rahul Nagar in Agra ist die erste, in der World Vision India ihr sogenanntes „MenCare“-Modell eingeführt hat. Seit 2014 hat die Organisation mehr als 523 Männer in acht Städten zu Multiplikatoren ausgebildet. Zusätzlich gibt es 41 Männergruppen, die sich regelmäßig treffen, davon neun für Jungs. Durch das Programm sei die Zahl von Kinderehen gesunken, Männer tranken weniger, und Familien hätten mehr Geld



Teekochen als Männersache: Raj Kumar übt sich in einer neuen Rolle.



Raj Kumar mit seiner Frau Archana, Tochter Tashu und Sohn Harsh.

zur Verfügung. Mädchen gingen häufiger zur Schule, so die NGO. Die 14 Jahre alte Muskan Soni, ein Mädchen aus Kumars Nachbarschaft, sagt: „Die Einstellung der Männer hat sich verändert.“ Vor ein paar Jahren hätten Mädchen und Frauen kaum aus dem Haus gedurft, jetzt schon.

Kann es so einfach sein, Menschen eine neue Sicht auf die Welt zu vermitteln? In nur drei Tagen, mit ein paar Rollenspielen? „Die ersten Teilnehmer haben meistens schon das Bedürfnis, etwas zu verändern“, sagt Feba Mol. Die Sechszwanzigjährige hat das Projekt anfangs betreut. „Sie fragen sich, warum in ihrer Familie kein Frieden herrscht.“ Wer teilgenommen hat, überzeuge oft auch andere davon. Das Training wird zu einer Prüfung der Gemeinschaft: Wer will ein guter Mann sein und wer nicht?

Dienstagmorgens um halb vier, außer Frühstück hat Ranjana Kumari heute nichts gegessen. Ihre müden Augen schauen freundlich. Kumari ist eine der bekanntesten Frauenrechtlerinnen des Landes. In ihrem Büro in Neu-Delhi hängen Bilder von ihr mit dem ehemaligen Premierminister Manmohan Singh, fast jeden Abend sitzt sie in einer der vielen Talkshows. Kumari leitet das Zentrum für Sozialstudien, das für Gleichstellung der Geschlechter eintritt.

Der Kampf für jene, die nicht für sich selbst kämpfen können, ist zu ihrem Lebenszweck geworden. Nur dass ein Leben dafür nicht reicht. Kumaris Organisation gibt seit fast zwanzig Jahren Kurse, vor allem für Polizisten – weil die meisten von ihnen Männer sind und patriarchalische Strukturen reproduzieren, statt den Opfern zu helfen. Heute sind die Kurse sogar fester Bestandteil der Ausbildung.

Trotzdem sagt Kumari: „Es reicht nicht.“ Zu fest sitzen Geschlechterrollen in den Köpfen der Menschen. Dreißig Prozent der Polizisten im Bundesstaat Haryana, habe ihr Institut herausgefunden, glaubten noch immer, eine Frau müsse verprügelt werden, um sie unter Kontrolle zu halten.

Deswegen setzt das Institut jetzt früher an – dann, wenn die Menschen noch jung und ihre Geister formbarer sind. Vor fünf Jahren startete es Jugendgruppen für Mädchen und Jungen, getrennt und gemeinsam. Ein paar Kilometer weiter westlich von Kumaris Büro schlappen dafür rund zwei Dutzend Jungen auf einen Platz mitten im Gassenlabyrinth eines Slums. Auf der linken Seite wacht eine Figur des Afengotts Hanuman über den Hof.

Die jungen Männer sind zwischen 16 und 19 Jahre alt. Die Sozialarbeiterin Kamlesh Premi spricht mit fester Stimme zu ihnen. Sie fragt: „Warum ist Gewalt zu Hause normal? Warum starrt ihr Mädchen an, ruft ihnen hinterher, wie würde sich eure Schwester fühlen?“ Sie spricht über Sexualität, den weiblichen Körper, die Periode. Dass die Jungen alles so bereitwillig aufnehmen, liegt auch daran, dass sonst niemand mit ihnen darüber redet. Gegen Sexualkunde in Schulen arbeite eine ganze Lobby an, sagt Frauenrechtlerin Kumari.

Premi spricht mit den Jungen aber vor allem über Rechtliches: darüber, dass Frauen sie wegen Gewalt und Belästigung anzeigen können. Die Jungs lachen dann auch mal, sie sagen: „Nach drei Sekunden müssen wir wegschauen, sonst werden wir verklagt.“ Den größten Hürden begegnen die jungen Männer, wenn sie mit den eigenen Onkeln und Vätern über ihre Einsichten sprechen. Dann kommen Reaktionen wie: „Warum redest du wie ein Mädchen?“ oder „Warum mischst du dich ein?“

Für Raj Kumar, den Teekocher, bedeutete Männlichkeit früher: „Ich bringe das Geld nach Hause und habe das letzte Wort.“ Anderen Männern erzählte Raj nur Schlechtes über seine Frau: was ihn nervte, was sie wieder falsch gemacht hatte. Bei Männern war das einfach so.

Seine Frau Archana verlässt das Haus nur zum Einkaufen oder um die Kinder von der Schule abzuholen. Hat ihr Mann Besuch, zieht sie ein Stück ihres grünen Baumwoll-Saris über den gesenkten Kopf und wartet im Hausflur. Als Raj sie wegen der Schläge um Verzeihung bat, fühlte sie sich unwohl: „Männer sollen sich nicht entschuldigen“, sagt sie heute. Auch Frauen haben die vorgegebenen Rollenbilder verinnerlicht und geben sie an ihre Kinder weiter.

John Samuel arbeitet als Gender-Spezialist für World Vision India ebenfalls mit Männergruppen. Der Schlüssel zu einem neuen Männlichkeitsbild, sagt er, liege in den Emotionen: „Viele denken, dass es unmännlich ist, Gefühle zu zeigen.“ In Rollenspielen sollen sie lernen, auch die Gefühle ihrer Frauen zu verstehen. Sie sollen sich wie Objekte fühlen, wie ein Stuhl, auf dem andere sitzen, oder eine Tür, die auf- und zugeworfen wird. Lehrer Paras fordert dazu einen der Männer auf, beide Arme vor sich auszustrecken. Ein anderer läuft mehrmals ruckartig dagegen. Die Männer lachen, es wirkt wie schlechte Pantomime. Die Übung heißt „Person oder Ding“.

Am zweiten Tag der Workshops werde es ernster, sagt Samuel. Die Männer sollen Gewalttaten zeichnen, die sie beobachtet haben. Die Blätter füllen sie meist mühelos – mit Bildern über den Nachbarn etwa, der seine Frau schlägt, weil sie nach Geld für die Einkäufe gefragt hat. Am dritten Tag sollen sie Gewalttaten zeichnen, die sie selbst begangen haben. Die Männer zögerten dann, sagt Samuel, schielten auf die Blätter der anderen. „Niemand will sich bloßstellen.“ Aber sie finden auch an nachzudenken. Er erinnert sich an einen Mann, der nach diesem Tag weinend zu ihm sagte, vor seinem inneren Auge sei in diesem Moment ein Film abgelaufen: er habe nicht gewusst, welche der vielen Taten er zuerst malen sollte: die Ohrfeigen oder dass er seine Tochter von der Schule nahm. „Er sagte: ‚Mir ist klar geworden, dass ich das alles nicht wiedergutmachen kann‘“, sagt Samuel.

In einer Mappe sammeln die Teilnehmer Dokumente ihrer Erfolge: eine Liste etwa aller Mädchen im Viertel, die sich für das Stipendium einer privaten Schule beworben haben. Den älteren Mädchen, erzählen die Männer voller Eifer, geben sie ihre Handnummern, damit sie anrufen könnten, wenn sie Hilfe bräuchten. Jungs, die sie belästigen, drohen sie mit der Polizei. Die Beschützerrolle befeuert ihr Männlichkeitsgefühl. Sie haben jetzt eine Aufgabe, die mehr bringt als Geld. „Ich werde für mein Engagement von den Menschen respektiert, auch von meiner Familie“, sagt Raj Kumar.

Er schlage sie nicht mehr, Alkohol trinke er nur selten, versichert seine Frau. Wenn die Wasserkanister alle sind, hole er neue und helfe den Kindern mit den Hausaufgaben. Während sie den Kopfteil ihres grünen Saris zwischen Zeigefinger und Daumen reibt, sagt sie: „Er könnte trotzdem ein noch besserer Ehemann sein.“ Nur wie genau, das kann sie nicht erklären. Gleichberechtigung müssen Männer und Frauen erst verstehen, bevor sie umgesetzt werden kann. Beide haben noch einen weiten Weg vor sich. Aber der Tee ist schon mal fertig.

FORTSETZUNG VON SEITE 11

## Und plötzlich landest du im Tunnel

Fangen sie einmal an mit dem Automatenenspiel, werden sie schneller abhängig, schämen sich aber gleichzeitig stärker dafür.

Ulrike Menne hat das in den Ruin getrieben. Sie hat zwar jetzt, im Frühjahr 2017, seit Monaten nicht gespielt, hat aber immer noch etwa 12 000 Euro Schulden und lebt in Privatsolvenz. Ein gerichtlicher Betreuer teilt ihr 50 Euro die Woche von dem Geld zu, das sie in einer Bäckerei verdient. Eine andere Frau, die mit Menne zusammen die Selbsthilfegruppe in Hannover besucht, spielt seit 20 Jahren, ein ewiges Auf und Ab. Demnächst steht bei ihr wieder – der x-te Versuch – eine Langzeittherapie an. Und die Frau, die die Selbsthilfegruppe gegründet hat, ist im November aus dem Gefängnis entlassen worden: Über fünf Jahre hinweg hat sie, angestellt im öffentlichen Dienst, insgesamt 350 000 Euro verrentet und verspielt. Ein Gericht verurteilte sie zu zweieinhalb Jahren Haft.

Im Niemandsland zwischen Bremen, Hannover und Bielefeld sitzt ein Mann in seinem Büro und wehrt sich gegen die Vorwürfe, gegen, wie er sagt, eine Überheblichkeit von Eliten, die dem Automatenenspiel und denen, die es nutzen, abschätzig begegnen. Manfred Stoffers ist Vorstand der Gauselmann AG, eines der führenden deutschen Automatenhersteller und Spielhallen-Betreiber: 10 000 Mitarbeiter, rund zwei Milliarden Euro Umsatz im Jahr, verwurzelt und engagiert in der Region.

Stoffers' Job es ist, seinen Arbeitgeber zu verteidigen – in der Politik, da vor allem, und in den Medien. Er kämpft diesen Kampf seit „exakt 30 Jahren“, wie er sagt. Am meisten ärgert er sich über die gern aufgestellte Rechnung, dass 60 bis 80 Prozent des Umsatzes der Automatenindustrie von Spielsüchtigen generiert würden. „Eine Mondzahl, die leicht zu entlarven ist“, sagt Stoffers. Rund 500 000 Menschen in Deutschland werden irgendwann spielsüchtig. Stoffers zufolge spielen, wenn man eine beliebige Spielhalle betritt, lediglich drei bis fünf Prozent der Menschen dort pathologisch – die könnten rein mathematisch niemals 80 Prozent des Umsatzes ausmachen.

Und die Frauen? „Die Quote der Frauen unter unseren Gästen steigt tatsächlich. Und das ist gut so“, sagt Stoffers. Das Automatenenspiel sei im normalen Lebensalltag von Männern und Frauen angekommen, Frauen kämen „selbstverständlich und selbstbewusst“ in die Hallen. Das Unternehmen Gauselmann habe das aber nicht befördert. „Automatenenspiel galt lange als reine Männerdomäne“, sagt Stoffers, „da hat man kein Geld verschwendet, um Frauen als Kundinnen zu gewinnen, die unerreichbar schienen.“

Stoffers sieht das so: Menschen wie Ulrike Menne hätten zeitweilig die Kontrolle über ihr Spielverhalten verloren, und selbstverständlich sei es auch die Aufgabe von Gauselmann, ihnen zu helfen. Das Unternehmen hält sich zugute, viel für den Spielerschutz zu tun. Demnächst etwa werde es eine biometrische Gesichtserkennung in allen Spielhallen der Gruppe geben: Wer sich dort sperren lasse, könne dann nicht mehr durch ein Drehkreuz zu den Automaten gelangen.

Ulrike Menne hat sich so eine Sperre lange gewünscht – in Spielhallen ist das möglich, für Spielhallen bislang in den wenigsten Bundesländern Pflicht. Das wird auch so bleiben. Im Juli tritt zwar ein neues Spielhallengesetz in Kraft, aber an den uneinheitlichen Regeln zu Spielersperren ändert sich nichts. Dafür gibt es andere neue Regeln: Pro Spielhalle darf es nur noch deutlich weniger Geräte geben, in manchen Bundesländern muss ein Mindestabstand von 500 Metern zwischen zwei Hallen eingehalten werden.

Noch klagt Gauselmann gegen diese Regeln, und Stoffers erzählt, wie er sich um eine andere „Frauenfrage“ zu kümmern habe, nämlich um die Mitarbeiterinnen in den Spielhallen, denen ab Sommer die Arbeitslosigkeit drohe. Ulrike Menne dagegen sehnt das neue Gesetz herbei. Nach dem Gespräch in den Räumen der Hannoveraner Selbsthilfegruppe will sie zurück zum Bahnhof und fragt, ob man sie ein Stück begleiten könne. „Ich habe ein bisschen Geld in der Tasche“, erklärt sie, „und wir haben übers Spielen geredet. Da muss ich tüchtig kämpfen.“ Egal in welche Richtung sie losgeht, eins weiß sie genau: Es dauert höchstens zehn Minuten, dann steht sie vor einer Spielhalle.